Norddeutsche Allgemeine Zeitung.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" erscheint wochentäglich Abends und am Sonntag Morgen. Der Abonnementspreis ist für das Deutsche Reich vierteljährlich Mark 4,—, für das Ausland mit dem entsprechenden Postaufschlag. Abonnements werden bei allen Postanstalten angenommen. Für Berlin abonniert man bei den Zeitungsspeditionen und bei der Expedition der Zeitung.

Berlin SW. 48
Wilhelm-Straße Nr. 32.
Fernsprecher:
Redaktion: Amt VI, 3394. • Expedition: Amt VI, 3248.

Inserate nehmen die Expedition der Zeitung und alle Inseratenbureaus zum Preise von 40 Pf. für die sechsgespaltene Petitzeile und von Mark 1,25 für die vierzigspaltige Reklamezeile entgegen. Zuschriftungen für den Inseratenteil sind an die Expedition, für den redaktionellen Teil an die Redaktion z. zu adressieren. Unbenutzte Einsendungen werden nicht aufbewahrt.

Nr. 275. [48. Jahrgang.] Sonntag den 22. November 1908. Zweite (Morgen-Ausgabe.) [48. Jahrgang.] Nr. 275.

Berlin, den 21. November.

Totenfest.

Der heutige Tag erneuert und belebt das Gedächtnis derer, die vor uns den irdischen Lauf vollendet haben. Alle, welche sich heute in den Gotteshäusern einfinden, denken zuerst an diejenigen, welche in ihrem irdischen Leben ihnen nahestanden; die feiernde Gemeinde aber als Ganzes hat die allgemeine Vergänglichkeit des Fleischeslebens vor Augen. Zumal die vielen Tausende, die während des Tages die Kirchhöfe besuchen und der stillen Predigt frischer und verfallener Gräber lauschen. Es ist eine neue, gute Sitte, daß gerade dieser großen empfänglichen Gemeinde auf vielen Gottesäckern auch noch ein besonderes Trost- und Lebenswort geboten wird; und die Erfahrung zeigt, daß hier ein tiefgefühltes Bedürfnis befriedigt wird. Kaum sieht der Geistliche auf der improvisierten Kanzel über dem schlichten Vodium, so scharen sich auch die Kirchhofsbesucher um ihn und lassen sich gern dazu mahnen, ihr Herz dem Frieden und dem Glauben zu öffnen. —

Unser öffentliches und unser Gemeinschaftsleben ignoriert gar sehr das Sterben. Niemand ist unentbehrlich oder unersetzlich; jede Lücke wird alsbald wieder ausgefüllt. Auf solcher Wandel vollzieht sich stets so schnell, daß keine Zeit bleibt, der Personen viel zu gedenken. Ihre Rolle ist aus, sie treten vom Schauplatz ab. „Nur der Lebende hat recht." Der ganzen Großen oder der Bewunderten gedenkt man noch eine Zeitlang, aber auch über ihr Grab schreitet bald genug die Gleichgültigkeit hinweg. Woher dieser Mangel an Pietät? Wollen wir den Fehler nur bei dem überlebenden Geschlecht suchen? Soll man uns nachlagen, wir hätten kein Auge mehr für Vorzüge, kein Gedächtnis für das Gute in anderen? Wir sind nach kurzer Zeit selbst das dahingegangene Geschlecht, und was wird es sein, das man von uns, den jetzigen Zeitgenossen sagt? Die Bibel hat wohl recht, wenn sie von denen, die „richtig vor sich" gewandelt, spricht: „Ihre Werke folgen ihnen nach." Werke aber sind immer der Ausdruck des Sinnes, der den Menschen beherrscht. Es kommt also darauf an, daß der Sinn für Wahrheit und Liebe und beseelt, um eine wahrhaft gesegnete Nachwirkung unseres Lebens zu verbürgen. Auf diese kommt es in jedem Falle an; ob der Kreis groß ist oder klein, das ist unerheblich, wenn nur einige da sind, vielleicht nur einer, der von der Persönlichkeit ergriffen wurde, der den festen Sinn für Gewissenhaftigkeit, Treue, Geduld und Güte erkannte und für sich selber gelten läßt. Das Leben der kleinsten Gemeinschaft, der Familie, bestätigt es. Die Opferfreudigkeit, die innige Liebe einer Mutter werden Kinder nicht vergessen können; die Ehrenfestigkeit und der gerade Sinn eines Vaters wird den Söhnen ein Schutz sein in Versuchungen, welche den guten Namen des Hauses zu bescheden drohen. Dasselbe wiederholt sich in allen Sphären des Gemeinschaftslebens. Wir feierten vor wenigen Tagen das Jubiläum des Fehrbellin vom Stein. Nicht allein, daß wir die Städteordnung jetzt haben oder durch ihn haben, sollte die Erinnerung an die Persönlichkeit wachrufen, sondern der Sinn, in welchem er dies Freiheitsgut verstand. Die äußerste Rechtschaffenheit, eine seltene Charakterstärke, Liebe zum Volk und Vaterland, Treue gegen das Königshaus in schwerer Zeit Einsicht in die Bedürfnisse des Landes, Mut und Unerschrockenheit, Einfachheit, dies alles, was den großen deutschen Mann auszeichnete, macht sein Gedächtnis so teuer und erhält es wach. Gott sei Dank, daß wir neben ihm und nach ihm so manchen Namen hochhalten, nicht allein wegen der nach außen gewirkten Dinge und Taten, sondern wegen der Liebe zum Volk, oder zu den Kindern, oder zu den Armen und Kranken, oder zu den Gefährdeten usw. — Eine Figur auf der Schloßbrücke zeigt den Schild mit den Namen Alexander, Cäsar, Friederich. Das soll dem Marmorkaiser das Dreigestirn der Geschichte sein. Genialer Männer! Aber Alexander, der „Ziegenbock vom Abend her, der die Erde nicht berührte" (Dan. 8), und Cäsar, der Typus revolutionärer Herrschsucht, was sind sie gegen Friederich, den Landesvater, den Verteidiger der Gewissensfreiheit!

Aller Größe und Gute ist in Christus beschlossen. Seine Nachwirkung ist unermeßlich und unendlich. Wir gedenken seiner nicht als eines Verstorbenen. Sein Leben ist und der Grund aller Hoffnung. Von ihm lernen wir, wie seine Apostel, daß jedes „in Gott getane Werk" (Joh. 3, 21), jedes Wort der Liebe und der Wahrheit für immer der Vergänglichkeit entrissen ist. Aber der Gottlosen Weg und Wesen vergeht. Wohl den Menschen, welche, nachdem sie sich abgewandt vom Dienst des vergänglichen Wesens, fest und treu zu dem Bleibenden, Göttlichen stehen. Sie sind es, die sich ein gutes Gedächtnis stiften; an sie denkt man nicht als an Tote, sondern als an Lebendige.

P. Lic. Breest.

Wochen-Rundschau.

Nachdem der britische Premierminister Asquith kürzlich die deutsch-englischen Beziehungen in freundlichem Sinne besprochen hatte, ist dies vor einigen Tagen in gleichem Geiste von dem Staatssekretär des Auswärtigen Sir Edward Grey geschehen. Sir Edward nahm mit Befriedigung die Tatsache zur Kenntnis, daß bei der Interpellationsdebatte im Deutschen Reichstage trotz aller Freimütigkeit, mit der alle Redner ihre Meinung äußerten, auch nicht ein Wort seitens der Vertreter irgend einer Partei gefallen sei, das auf eine Feindseligkeit des deutschen Volkes gegen England hinweisen würde. Für uns, die wir seit Jahren der Auffassung entgegengetreten sind, als gäbe es in Deutschland beachtenswerte Kreise, denen mit Recht feindselige Gesinnung gegen England nachgesagt werden könnte, hat diese Beobachtung keine Ueberraschung. Gleichwohl begrüßen wir es mit aufrichtiger Genugtuung, daß der Leiter der auswärtigen Politik Großbritanniens die Gelegenheit wahrgenommen hat, die Aufmerksamkeit seiner Landsleute auf die einmütige Feststellung der Vorkämpfer aller deutschen Parteien hinzulenken, daß es irrig sei, in dem deutschen Volke eine englandfeindliche Stimmung zu vermuten. Wenn diese Feststellung, wie auch wir hoffen, den von Sir Edward Grey gewünschten freundlichen Widerhall jenseits des Aermelmeeres finden wird, so darf man annehmen, daß in Zukunft manche nicht nur überflüssige, sondern die Beziehungen der beiden Nationen schädigende und damit die friedliche Fortentwicklung unseres Weltreichs beeinträchtigende Reizung und Verstimmung, wie sie in der Vergangenheit vorgekommen sind, unterbleiben werden.

Eine solche Klärung der Beziehungen von Nation zu Nation wäre um so eher zu erwarten, wenn die von Sir Edward vertretene ruhige und nüchterne Auffassung allgemeine Anerkennung fände, daß die ausgedehnten Interessen großer Reiche mit den wachsenden Interessen anderer Staaten sich berühren müßten, daß darum manchmal Schwierigkeiten entstehen könnten, daß aber selbst die größten Schwierigkeiten von der Diplomatie beseitigt werden können, falls die Völker hinter ihrem Vorgehen keine bösen Absichten suchen. Wenn der britische Minister sodann für England die Notwendigkeit betonte, die Vorherrschaft zur See zu bewahren, so wird die Richtigkeit auch dieser Ansicht von keinem verständigen Deutschen bestritten werden. Die Anerkennung der rein defensiven Zwecke unserer jungen Flotte hat in England vielfach unrichtige Anschauungen hinsichtlich der deutschen Bestrebungen, soweit sie sich auf die Wehrmacht zur See beziehen, hervorgerufen. Es muß aber endlich die Einsicht zum Durchbruch gelangen, daß die deutsche Flotte als aggressive Waffe gegen England an keiner maßgebenden deutschen Stelle jemals in Rechnung gestellt worden ist und gestellt werden konnte. Wie wir gern bereit sind, den Versicherungen der britischen Regierung, daß die englische Flotte lediglich dem Schutze des Landes dienen soll, Glauben zu schenken, so hoffen wir auf ein gleiches Anerkenntnis mit Bezug auf unsere maritime Wehrmacht.

Sir Edward Grey behandelte im weiteren Verlaufe seiner Rede die schwebenden orientalischen Fragen und legte mit Bezug auf den Konferenzgedanken dar, man könne noch nicht mit Bestimmtheit sagen, ob und wie eine Konferenz die entstandenen Schwierigkeiten lösen werde. Eine Konferenz könne man nicht zwingen, ein befriedigendes Ergebnis zu liefern. Sie könne ein großes Beruhigungsmittel sein, aber auch sehr aufreizend wirken. Falls sie über Bedingungen zusammenträte, die eine oder mehrere Mächte nötigen, frei und offen ein „Nein" zu sagen, dann werde die Konferenz statt einer Beilegung der Schwierigkeiten die Lage schlimmer gestalten, als sie vorher gewesen. Diese Auffassung des britischen Staatsmannes deckt sich vollkommen mit dem von Deutschland gegenüber der Anregung, die in den Vordergrund getretenen orientalischen Probleme einer Konferenz zur Regelung zu unterbreiten, von Beginn an eingenommenen Standpunkt. Auch Deutschland hat gegen die Einberufung einer solchen Konferenz keinerlei grundsätzliche Bedenken erhoben unter der Voraussetzung, daß durch die Vorverhandlungen eine Gewähr gegen einen Verlauf der Konferenz geschaffen würde, der die Gegensätze hätte verschärfen können, statt sie auszugleichen. Wie die von uns mitgeteilte Auslassung des Wiener Fremdenblatts über die gleiche Frage nachmals bestätigt, herrscht auch in diesem Punkte zwischen den Anschauungen Deutschlands und Oesterreich-Ungarns volle Uebereinstimmung. Der augenblickliche Stand der Vorverhandlungen läßt sich nicht klar übersehen. Von ihrem Fortgang hängt es ab, ob und wann die Konferenz zusammentreten wird. Was die Unterhandlungen zwischen Oesterreich-Ungarn und der Türkei anlangt, so wirkt die Bankotterung österreichisch-ungarischer Waren in der Türkei ungünstig ein. Es ist zu hoffen, daß die ottomanische Regierung in dieser Richtung ihren Einfluß wird geltend machen. Hinsichtlich der Orientbahnfrage scheint ein Fortschritt erzielt zu sein. Wie der Kölnischen Zeitung aus Konstantinopel von heute telegraphiert wird, haben die türkischen und bulgarischen Unterhändler und die Vertreter der Orientbahn sich dahin geeinigt, daß der Vertrag wegen der Entschädigung für das ottumanische Bahnstück an die Orientbahn und wegen Ablösung des Eigentums der Türkei zwischen der Türkei und Bulgarien abgeschlossen werde, wobei die Orientbahn sich in verbindlicher Form einverstanden mit dem Vertrage erklärt. Die finanzielle Regelung soll dann, soweit sie die Orientbahn angeht, direkt zwischen Bulgarien und der Orientbahn geschehen.

Ueber das vom Reichskanzler Fürsten Bülow dem Sprafinn der französischen Bevölkerung gezollte Lob schreibt der Welt Parisien: Wir nehmen diese Anerkennung und die Zustimmung, die sie bei den Abgeordneten hervorrief, mit Befriedigung auf, indem wir darin ein Zeichen von Achtung und auch den Beweis für die friedlichen Absichten des deutschen Volkes erblicken. Wenn die Abgeordneten des Deutschen Reichs uns als Feinde betrachten würden, mit denen man bald auf dem Schlachtfelde zusammenstieße, würden sie dem unserer Finanzkraft gezollten Beifall nicht zugestimmt haben.

Ueber eine bemerkenswerte Kundgebung des Führers der Konservativen in England, Herrn Balfour, berichtete dieser Tage der Telegraph. Herr Balfour sprach die Ueberzeugung aus, daß das gegenwärtige liberale Ministerium die von seinen konservativen Vorgängern übernommene Ueberlieferung der Steifheit in der auswärtigen Politik fortsetze, und fügte hinzu, die Konservativen seien entschlossen, durch nichts, weder durch Worte noch durch Handlungen das Gewicht der Stimme Großbritanniens im Rate der europäischen Völker zu schwächen. Erörterungen und Kritik der Angelegenheiten der auswärtigen Politik sollten nur mit großer Vorsicht gestattet sein. In keinem Falle würde die Partei zum Schaden der nationalen Politik nach irgend welchen Vorteilen für die Partei streben. In dieser Kundgebung gelangt die große Tradition im englischen Staatsleben zum Ausdruck, bei der Behandlung auswärtiger Fragen niemals andere als nationale Gesichtspunkte zur Geltung kommen zu lassen. Damit ist nicht gesagt, daß bisweilen auch an der auswärtigen Politik der betreffenden Regierung Kritik geübt worden wäre; diese hatte indessen stets zum Ziele, die Politik im Sinne einer Aenderung zu Gunsten des Landes zu beeinflussen, niemals aber wurde Kritik um der Kritik willen laut. Wie so viele Erscheinungen im öffentlichen Leben Großbritanniens beruhte auch die Enthaltung von jeder unnötigen Bemängelung der auswärtigen Politik auf festgelegter Tradition, deren Beobachtung durch die Ermägung bestimmt wurde, daß die Stellung des Landes dem Auslande gegenüber um so stärker sei, je geschlossener das ganze Volk hinter der Regierung stehe. Ein von der Parteizerrüttung unabhängiges sicheres Gefühl für die Interessen des eigenen Landes in jeder Phase der internationalen Entwicklungen hält jenseits des Aermelmeeres kritische Anwandlungen in den Schranken, die durch die Interessen des Staates gezogen sind. Die Aeußerung des Führers der englischen Konservativen bietet hierfür einen neuen sprechenden Beleg.

Den schwachen und gänzlich einflusslosen Kaiser Kuangshü ist die tatkräftige und mächtige Kaiserin-Regentin von China fie trafen, sie glaubte es ordentlich zu verstehen, was die dachten beim Anblick des Kranzes: „Sie bringt ihrem Jungen Blumen, sie besucht ihr Kind." . . .

An den schön geschmückten Gräbern, an den goldenen Kreuzen und Granitsäulen schritt sie vorbei, als wüßte sie ganz genau, welchen Weg sie gehen mußte. Bis sie vor einem Efeuhügel stand, am äußersten Ende des Kirchhofes, wo halb zerfallene Hügel, schwarzgraue Steine von Toten erzählten, die schon lange, lange hier in der Erde ruhten. Da stockte ihr Fuß plötzlich. Ein heißer Strom ging ihr durch den Körper, und ihre Augen wurden weit und groß. Dicht vor ihr lag ein schmuckloses Grab, an dessen Kopfende ein Lebensbäumchen stand. Und darunter ein vom wuchernden Efeu halb verdeckter Stein, darauf man gerade noch die Worte lesen konnte: „Hier ruht mein einziges heißgeliebtes Kind . . ."

Zuerst lächelte die Frau Inspektor Thiele, als sie das las. Dann kam ein trockenes Schluchzen in ihre Kehle, dem erlösende Tränen folgten.

Sie hatte ihres Kindes Grab gefunden. Da stand's ja, da las sie es ja, „hier ruht mein einziges, heißgeliebtes Kind", . . . und keine Spur war darum von freundlicher Pflege, kein Zeichen, daß hier eine Mutterhand pflanzte, goß, dem Unkraut wehrte . . .

Da fand auch eine Bank. Halb versteckt von Busch und Baum, von Wind und Wetter grau und unsichtbar geworden. Aber es war doch eine Bank, die zu dem Grabe gehörte. Man konnte darauf sitzen, man konnte vielleicht jeden Tag darauf sitzen und Willi erzählen, daß er ruhig schlafen könne, . . . „Mutter sei ja nun bei ihm." . . .

Tief aufatmend legte die kleine Frau ihren Kranz auf den schmucklosen Hügel. Die Hände faltete sie, ein Vaterunser rang sich flüsternd von ihren Lippen, und ihr Haupt neigte sich erschauernd tief zur Erde.

Das Lebensbäumchen hatte junge Triebe, lichte Spitzen schauten unter dem dunklen Grün so hoffnungsfreudig heraus, die ersten Schmetterlinge tanzten über dem Efeu, und irgendwo zwischen den Gräbern sang eine Drossel ihr Frühlingslied.

Sie saß bis zum Dunkelwerden an diesem Hügel. Die Nacht darauf schlief sie zum ersten Male wieder einen tiefen, traumlosen Schlaf, und gleich am nächsten Morgen trug sie ihre bisher sorglich gehütete Zimmerlinde und das Rosenbäumchen vom Fensterbrett zu „ihrem Grabe".

Einmal kam der alte Totengräber des Weges entlang, als die schwarzgekleidete Frau vor dem sonst so vergessenen Grabe kniete, grub, pflanzte und goß. Und er sagte kopfschüttelnd zu seiner Frau: „Hätt' ich doch beinahe nicht mehr geglaubt, daß noch ein Mensch an Nummer 85 denken täte. Hat sich 20 Jahr keiner mehr darum gekümmert, und nun blüht es mit einem Male wie das liebe Leben auf dem Grabe."

* * *

Der Frühling und der Sommer schwanden, das Laub wurde bunt und bunter in den Friedhofsbäumen, und an den Rosen zerrten die kalten Winde.

Die Bank blieb dennoch selten leer an der Friedhofsmauer, wo Frau Inspektor Thiele „ihr Grab" hatte. Das hatte sie ganz und gar vergessen, daß ihr Junge nicht unter dem Hügel schlief. Sie hatte vollständig Besitz genommen von diesem Stückchen Erde, hatte es bepflanzt, gepflegt, die Bank hübsch grün gestrichen und liebte es mit einer Inbrunst, wie sie früher den Sohn geliebt hatte. Sie flickte, sie strickte, sie häkelte auf dieser Bank, jede Blume kannte sie und jedes Blatt um sie herum, und leise, leise schlief der große Schmerz um ihren Jungen ein, und sie konnte manchmal sogar in Gedanken an ihn lächeln und denken: „Hier ist er mir wenigstens nah, hier kann ihm nichts mehr weh tun von der weiten Welt da draußen." . . .

Bei jedem Wetter ging sie ihren Weg hinüber zum Kirchhof. Selbst als der Herbststurm eines Tages undurchdringlich zwischen die Blüten fuhr, und die Luft schwer und naß gegen sie anrang, saß sie an ihrem Grabe. Eine Sie ne Unruhe befam sie nun doch, wenn sie daran dachte, daß bald die langen Besuche bei ihrem Kinde aufhören mußten, wenn der Winter kam.

Drüben schritt der Totengräber die Wege entlang. Er machte ein so ernstaustes Gesicht und führte einen Herrn über den weichen Boden, der anscheinend leidend war und sich schwer auf seinen Stock stützen mußte.

„Nummer 85 ist da drüben, wo das Lebensbäumchen steht", hörte die Frau Inspektor den Mann jetzt laut sagen. Und er zeigte mit der Hand hinüber, wo sie an „ihrem Grabe" saß.

Der fremde, alte Herr schritt langsam und allein weiter. In der reglosen Frauengestalt stieg es krampfhaft heiß und schmerzhaft empor. Was . . . was war denn das . . . was wollte denn der Fremde mit Nummer 85? . . .

Mit großen, feindseligen Augen blickte sie ihm entgegen, der ernsaunt grüßend den Hut vor ihr zog und fragend vor ihr stehen blieb. Sein Blick haftete an dem geschmückten,

---

Ihr Grab.

Skizze von Else Krafft-Friedenau.

[Nachdruck verboten.]

Sie glaubte es zuerst nicht.

„Du träumst ja nur", dachte sie, als sie den Brief des Kapitäns gelesen hatte, und wartete zitternd auf das Erwachen aus diesem Traum. Es gab keins. Sie saß wie sonst in ihrem Stuhl am Fenster, die leibhaftige Sonne tauchte alle Garn- und Wollknäuel ein ihrem Nähtisch in bunte Lichter, und auf dem Hof spielte ein Orgeldreher.

Die verwitwete Frau Inspektor Thiele fuhr mit einem Ruck herum: Aber . . . . das war doch nicht möglich, daß sie wach war, daß sie wirklich den Brief bekommen hatte, in dem ein Fremder ihr schrieb, daß Willi, ihr Sohn Willi, beim letzten Sturm von einer Sturzsee über Bord gespült sei und nie wieder zum Vorschein gekommen war . . . . nie wieder. . . . .

Sie griff sich angstvoll nach den Augen, über denen die Brille saß, sie prüfte jedes Glied, sie riß ganz und gar entsetzt das Fenster auf und sah in den Hof hinunter, von dem die lustige Weise so hell herauftam, und nach der die Kinder tanzten. . . . .

„Nein . . ." schrie sie gellend auf, „nein, nein, nein!"

Alle hörten es im Hofe, in den benachbarten Wohnungen öffneten sich die Fenster, und der Orgeldreher schloß mit einem schrillen Ton sein lustiges Lied.

Und dann wußten es bald alle in dem Hause, daß der Frau Inspektor ihr Einziger fortgespült war auf hoher See, daß der Matrose Thiele auf der Heimfahrt zur Mutter spurlos in den Tod gegangen war.

Das Witwenstübchen wurde tagelang nicht leer von Teilnehmenden und Neugierigen. Und die kleine, nun völlig verwaiste Frau nickte wie irre bei allen Fragen und allen Trostworten.

„Er wird schon wiederkommen, mein Willi, er hat's ja geschrieben, daß er wiederkommt!"

Er kam aber nicht wieder. Der Frühling zog ins Land, der Sommer blühte mit tausend Freuden am Wege, die einsame Frau sah ihr Kind nicht mehr.

Und das war ihr größter Schmerz: nicht wissen sollen, wo er seinen letzten Schlaf schlief, nicht sehen können, wo man sein blühendes Leben versenkt hatte, kein Plätzchen, wo sie ihren Schmerz und ihre Sehnsucht hintragen konnte . . .

Ihrem Stubenfenster gegenüber lag der Kirchhof. Da schimmerten durch die Baum- und Strauchreihen goldene Kreuze zu ihr herüber, silberweiße Marmorsäulen, halb durchgebrochen, und steinerne Engelsgestalten mit schützend ausgebreiteten Flügeln. Da blühten Blumen, tausendfarbig und schön auf jedem Hügel, da sangen die Vögel Schlummerlieder über den Gräbern. Da sah sie täglich durch die Friedhofspforte Mütter scheiten, junge und alte . . . sie trugen Blumen in der Hand, eine Gießkanne oder Harke und hatten in dem vergrämten Antlitz jedesmal so einen seligsamen glücklichen Zug, wenn sie bei den Beeten drüben zu dem letzten Bettlein ihrer schlafenden Kinder schritten.

Ihr Sohn hatte kein Bett, das sie ihm weich zudeckte, Ihrem Kinde konnte sie nicht Blumen hintragen, konnte nicht an seinem Grabe sitzen und plaudern, Tag für Tag, als ihre Not und ihre Einsamkeit hintragen an den Hügel, unter dem er ruhte . . .

Das hielt sie nicht aus. Dieses trostlose Gefühl zehrte sie auf, machte sie blind und taub gegen die Trostworte der anderen, die ihr wieder und wieder vorhielten, daß ihr Sohn als Seemann ja doch niemals bei ihr geblieben wäre. Sie beneidete diese schwarzgekleideten Mütter, die durch die Kirchhofspforte zu ihren Kindern gehen durften. Sie war rein wie krank, wenn sie durch ihr Fenster da hinüberblickte.

Sie wußte selber nicht, wer sie dazu trieb, aber eines Tages im Mai, da stand sie mit stackernden Augen vor dem Gärtner neben der Kirchhofsmauer und verlangte einen Kranz. Einen wunderschönen Kranz mit weißen Rosen und Lorbeerlaub dazwischen.

Der Mann sah das verstörte Gesicht unter dem grauen Scheitel und wußte lächeln. Sie wühlte gar zu lange und umständlich unter den Blumen, nichts war ihr schön und gut genug, kein Preis zu hoch für den Kranz. Feierlich schritt sie endlich mit ihren Blumen durch die Friedhofspforte und trug den Kopf, als ginge sie alte bekannte Wege.

Und das war selsam! Die zerrissene Mutterseele flatterte zwar noch schmerzhaft hin und her, als die langen Gräberreihen vor den suchenden Augen auftauchten, aber sie wurde doch von Minute zu Minute stiller, beinahe wie eine große Erleichterung kam es über die abgehärmte Frau.

Immer langsamer wurden ihre Schritte, Hügel für Hügel musterte der sehnsüchtige Mutterblick, irgendwo mußte doch hier in dem großen Gottesgarten ein Plätzchen sein, wo Willis Bett gemacht war.

Es kam wie Fieber über die trauernde Frau. Sie merkte mit Genugtuung, wie mitleidige Blicke der Vorübergehenden

---

Tschsi in den Tod gefolgt. Mit ihr scheidet der wichtigste Faktor der mehr als fünf Jahrzehnte umfassenden neueren Entwicklung des Reiches der Mitte aus. Kaum einundzwanzig, zeigte sie im Jahre 1856 zum erstenmal den Aufstand der Mohammedaner eine Entschlossenheit, die sie gegenüber allen späteren aufrührerischen Erhebungen immer wieder bewährte, so daß gegen Ende der siebziger Jahre die Ruhe im ganzen Reiche hergestellt war. Die Richtung ihrer Politik hat mehrfach gewechselt. Bald neigte sie sich reformerischen Bestrebungen zu, bald wieder schien sie die reform- und fremdenfeindlichen Strömungen zu unterstützen. In den letzten Jahren hat sie sich augenscheinlich mit der ihr eigenen Energie den Bestrebungen zugewandt, die auf eine Erneuerung des Staatslebens Chinas abzielten. Zu hoffen ist, daß Prinz Tschun, der für seinen minderjährigen Sohn die Regentschaft führt, das gewaltige Reich auf der Bahn zu einer fortschrittlichen Entfaltung leiten wird. Das bisherige Verhalten der neuen Regierung scheint sich in dieser Richtung zu bewegen. Von einer Meuterei der in Nganking garnisonierenden Artillerie abgesehen, wurde, soweit bekannt, die Ruhe bis zur Stunde nicht gestört. Insbesondere sind aus Peking keine Ruhestörungen gemeldet worden.

Hof- und Personalnachrichten.

* Seine Majestät der Kaiser machte gestern nachmittag einen Spaziergang in der Umgebung des Neuen Palais in Begleitung des Generaladjutanten v. Scholl.

Heute vormittag besuchten Ihre Kaiserlichen Majestäten, wie gemeldet, das Mausoleum bei der Friedenskirche in Potsdam und begaben Sich sodann im Automobil nach Berlin zur Teilnahme an der Feier im Rathaus. — Die Frühstückstafel war im Königlichen Schloß; von 2 Uhr ab hörte Seine Majestät der Kaiser daselbst die Vorträge des Staatssekretärs des Reichsmarineamts und des Chefs des Marinekabinetts.

* Prinz und Prinzessin August Wilhelm von Preußen haben heute in Friedrichshafen dem Grafen Zeppelin einen Besuch abgestattet.

* Der König von Sachsen ist heute früh aus Tarvis in Wien eingetroffen. Er wurde Mittags in der Hofburg vom Kaiser Franz Josef in Privataudienz empfangen und sprach seine Glückwünsche zum Regierungsjubiläum des Kaisers aus. Beide Majestäten nahmen sodann das Dejeuner bei der Erzherzogin Maria Josefa ein. Heute abend wird der König nach Dresden zurückreisen.

* Se. Hoheit Prinz Friedrich Wilhelm von Hessen, ältester Sohn des Prinzen Friedrich Karl und der Prinzessin Margarete von Hessen, geb. Prinzessin von Preußen, vollendet am 23. d. das 15. Lebensjahr.

* In vergangener Nacht starb in Wiesbaden nach schwerem Leiden der General der Infanterie z. D. Julius v. Bergmann, Ritter des Eisernen Kreuzes erster Klasse, zuletzt Gouverneur von Straßburg, im Alter von 75 Jahren.

Hauptversammlung der Schiffbautechnischen Gesellschaft.

s. u. h. Berlin, 20. November.

In seinem Vortrag führte Dr. Hochstetter aus: Die Wogen der sozialen Bewegung schlagen heftig auch an die Grundfesten unserer Schiffbaubudfte. Erst die jüngsten Streikstürmen auf dem Vulcan haben wieder der Ernst der Lage dargetan. Arbeitnehmer und Arbeitgeber stehen sich in einer Erbitterung gegenüber, die fast an die Klassenkämpfe im alten Rom oder an die Zunftrevolutionen der mittelalterlichen Städte erinnert. Daß angesichts der ungeheuren Verluste bei Streiks die geschädigten Parteien kein Mittel unversucht lassen, Arbeitseinstellungen zu verwehren, um die feindlichen Beziehungen zwischen Arbeitern und Unternehmern zu verbessern, ist selbstverständlich. Als eins dieser Abwehrmittel wird neuerdings weniger von Arbeitnehmerseite als besonders von seiten der